

Blick zurück - Blick nach vorn **Wo stehen wir mit dem Wissenstransfer?**

Ambros UCHTENHAGEN*

Zusammenfassung

In einem einleitenden Rückblick auf die Innovationen der nationalen schweizerischen Drogenpolitik seit Beginn der 90er Jahre (4 Säulenpolitik, Einführung der Säule Schadensminderung etc.) wird die Wichtigkeit der Herstellung und Praxisumsetzung wissenschaftlichen Wissens in diesem Prozess dargestellt. Wichtig waren dabei die staatliche Finanzierung von Forschung und Weiterbildung sowie die Einrichtung von Informations- und Begegnungsplattformen. Mit Blick auf die Zukunft werden Vorschläge für die Optimierung des Wissenstransfers formuliert. Dazu zählen u.a. eine verbesserte Bedürfnis- und Praxisorientierung bei der Wissensproduktion und deren Verwendung bei der Weiterbildung sowie der Aufbau von elektronischen Netzwerken zum Wissens- und Erfahrungsaustausch. Dazu sollte der Aufbau einer speziellen Transferforschung ins Auge gefasst werden.

Der Blick zurück

Es geht um eine Erfolgsgeschichte. Und wie das mit Erfolgsgeschichten oft so ist, beginnen sie mit einer unbewältigten Herausforderung. Die Drogenprobleme waren ausser Kontrolle geraten, weithin sichtbar durch die unerträglichen offenen Drogenszenen in unseren Städten. Das vorhandene Instrumentarium für präventive, therapeutische, repressive und schadensmindernde Interventionen reichte nicht mehr aus. Städtische und kantonale Behörden konnten sich nicht auf eine einheitliche Strategie einigen. Schliesslich bildete die gemeinsame drogenpolitische Plattform von FDP, CVP und SP die Grundlage für ein nationales Handeln: Die mittlerweile weltweit bekannte und weitherum anerkannte 4-Säulen-Politik wurde 1991 vom Bundesrat lanciert und hat seither alle parlamentarischen und Abstimmungshürden genommen; sie ist nun auch im Betäubungsmittelgesetz verankert. Was seinerzeit unwirsche Kommentare im europäischen Umfeld auslöste, ist heute die offizielle drogenpolitische Linie in der Europäischen Union.

Das Innovative an der nationalen Drogenpolitik war aber nicht nur die Einführung der dritten Säule Schadensminderung, nicht nur der Wille in allen

* Emerit. Prof., Dr. med. Dr.phil., Institut für Sucht- und Gesundheitsforschung, assoziiert mit der Universität Zürich

vier Bereichen neue Konzepte und Interventionen zu entwickeln, sondern auch die erklärte Absicht, die Interventionen und die Politik als Ganzes in ihren Auswirkungen zu dokumentieren.

Das hat einen eigentlichen Forschungsschub ausgelöst. Zur Umsetzung und Evaluation der nationalen Drogenpolitik hat das Bundesamt für Gesundheit (BAG) zahlreiche Forschungsprojekte initiiert und/oder gefördert, insbesondere in den Bereichen Prävention, Therapie und Schadensminderung, aber auch zur Dokumentierung und Auswertung der Politik als Ganzem. Man muss dabei anerkennen, dass auch ausreichend finanzielle Forschungsmittel zu Verfügung gestellt wurden. Das BAG hat bei diesem Prozess eine vorbildliche Rolle gespielt. Insofern werfe ich einen Blick zurück in Bewunderung.

Da es hauptsächlich um praxisrelevante Fragestellungen ging, wuchs das Bedürfnis nach einer Umsetzung der Forschungsergebnisse in die Praxisfelder. Diesem Bedürfnis entsprachen:

- Die vier Publikationsbände über BAG-geförderte Projekte. Diese Reihe ist eine Fundgrube von Anregungen, die auch international ihr Echo gefunden haben.
- Die vom BAG finanzierte Weiterbildung (vermittelt durch die Weiterbildungskommission). Diese Kommission hat wesentlich für die Umsetzung von Forschungsergebnissen in die Praxis gesorgt.
- Zu diesem Wissenstransfer haben natürlich auch die beiden bisherigen Tagungen «Voneinander lernen» als Informations- und Begegnungsplattformen für Praktiker und Forscher beigetragen.

Diese Fachtagungen waren als interaktive Veranstaltungen konzipiert und auch genutzt worden, sie vermittelten Einblicke und Kontakte. Sie gestalteten sich aber mehrheitlich als Einbahnstrasse von Forschung zu Praxis. Es zeigte sich auch, dass sich der Einbezug von Fachleuten aus der Praxis bei der Formulierung der Fragestellungen in Grenzen hielt. Heute fließen die Forschungsgelder nicht mehr so wie damals. Insofern kann man sich fragen, ob das Konzept des «Voneinander lernen» und ob Veranstaltungen wie die heutige noch berechtigt sind. Haben wir noch genug an relevanten Forschungsergebnissen mitzuteilen und auch zu teilen mit denjenigen, die als Anwender eingeladen sind? Wenn ich an die beiden letzten Veranstaltungen zurückdenke, dann sind zwei Dinge hervorzuheben. Sie waren im Wesentlichen als Wissenstransfer konzipiert. Man wollte das Neue aus der Forschung mit den Anwendern diskutieren und ihnen näherbringen. Was dabei eher stiefmütterlich behandelt wurde, war die Frage, welche Weiterbildungsbedürfnisse oder welches Wissensdefizit eigentlich bei den Anwendern bestehen.

Inhaltlich kam die vierte Säule Repression eher zu kurz; deren Weiterbildung und Erfahrungsaustausch gingen vorwiegend eigene Wege, dabei wäre hier ein bereichsübergreifender Austausch besonders wichtig. Da gibt es einen Nachholbedarf.

Noch etwas anderes ist zu kurz gekommen, die Interaktion zwischen den vier Säulen. Jede Säule arbeitet fleissig für sich, aber wo die Möglichkeiten der Zusammenarbeit liegen, das würde noch mehr Aufmerksamkeit verdienen.

Der Blick nach vorn

Die Tagungen gaben Anlass zu Überlegungen, wie der Wissenstransfer optimiert werden könnte im Sinne einer besseren Bedürfnisorientierung, einer systematischen Verwertung neuer Erkenntnisse in zielgruppenspezifischer Weiterbildung, einer Kooperation in themenspezifischen Netzwerken zwischen Praktikern und Forschern unter Nutzung der elektronischen Medien. Diese Anliegen bestehen nach wie vor. Weder gibt es eine weitgehende Vernetzung Praxis-Forschung, noch ein funktionierendes Modell zur Sichtung von Weiterbildungsbedürfnissen, noch eine Zunahme von elektronischen Netzwerken zum Wissens- und Erfahrungsaustausch (HeGeBe ist hier eine Ausnahme). Und schliesslich sind wir auch nicht weiter in Sachen Transferforschung; wir wissen nicht, wie Weiterbildung in der Praxis umgesetzt wird und welche Folgen sie für das Kompetenzniveau der präventiven, therapeutischen, beratenden Institutionen hat.

Wie weit wird die Praxis einbezogen bei der Formulierung von Forschungsfragen, -zielen und -prioritäten? Auch in dieser Hinsicht gilt es noch Fortschritte zu machen. Ausnahmen waren und sind z.B. die institutionalisierte Zusammenarbeit in den Bereichen der stationären Langzeittherapie FOS und der heroingestützten Behandlung PROVE/HeGeBe. Idealerweise sollte ein Kreislauf bestehen, der bei den Bedürfnissen an der Basis beginnt, die dann von der Forschung aufgenommen und bearbeitet werden. Nach erfolgter Rückvermittlung an die Praxis sollte Rechenschaft darüber gegeben werden, was mit den Forschungsergebnissen in der Praxis geschieht.

Auch dieser letzte Abschnitt im Kreislauf von Wissensproduktion und Wissensanwendung bedürfte noch mancher Verbesserung. Das ist ein altes Steckpferd von mir. Wir wissen viel zu wenig darüber, was mit den Ressourcen geschieht, die in Weiterbildung und Wissenstransfer gesteckt werden. Wie hilfreich ist das alles tatsächlich für die Basis? Wie anwendungsfreundlich ist das, was den Praktikern da nahegebracht wird. Trägt es zur Verbesserung der Qualität und insbesondere der Effektivität von Beratung, Behandlung und Prävention bei? Hier wäre Platz für eine Transferforschung, die international bereits in Ansätzen besteht.

Einige Schritte sind mit dem erneuerten Konzept der Weiterbildungskommission im Suchtbereich getan worden: Kursangebote wurden durch Praktika-Angebote und Hilfestellungen zur Schaffung von suchtspezifischen Curricula ergänzt. Ein Kompetenzprofil «Sucht» soll erarbeitet werden. Eine Sichtung ausländischer Formen und Systeme des Wissenstransfers resultierte in der Gründung eines internationalen «Think-Tanks for continued Education and Training on Addiction» (I-THETA), der als Plattform für den Austausch von Erfahrungen mit Weiterbildung im Suchtbereich dienen soll.

Weitere Anliegen sind in den Vordergrund gerückt: Welches Verständnis haben wir von «guter Praxis»? Braucht es mehr evidenzbasierte Richtlinien für die Praxis? Wie viel Spielraum bleibt für innovative, noch nicht durch Forschung abgesicherte Ansätze in der Drogenhilfe? Welches Wissen brauchen Fachleute in Gesundheits- und Sozialhilfeinstitutionen, die nicht Suchtspezialisten sind, aber dauernd mit den Problemen Suchtkranker konfrontiert werden? Auch solche Fragen werden zunehmend anzugehen sein.

Dazu nur noch Folgendes: Ein Blick auf die internationale Situation macht es deutlich: Es gibt einen gewaltigen Schub an neuen Guidelines oder besser Richtlinien über das, was «best practice» etwa in der Behandlung oder

Prävention von Substanzstörungen sei. Immer mehr Manuale mit Praxisanwendungen landen auf unseren Schreibtischen, offenbar reicht es sie zu lesen und die «beste Praxis» ist gesichert. Braucht es da wirklich noch Veranstaltungen wie «Voneinander lernen»? Es gibt erste Forschungen dazu, was mit solchen Guidelines angestellt wird und wie brauchbar sie wirklich sind. Die Ergebnisse sind recht eindrücklich. In der Mehrzahl konkreter Praxisfälle stossen die Anwender auf grosse Schwierigkeiten bei der Umsetzung der Richtlinien. Das bedeutet, dass gute Praxis im Unterschied zur «best practice», die einfach nur auf Forschungsevidenz beruht, andere Dinge berücksichtigen muss als eben nur die Forschungsergebnisse. Als Beispiel könnte die Akzeptanz der «best practice» von Seiten der Betroffenen angeführt werden, aber auch auf Seiten der Mitarbeitenden. Hinzu kommt, dass nicht alles, was sich in den USA unter bestimmten kulturellen Bedingungen und unter bestimmten Forschungsbedingungen bewährt hat, auch hierzulande bestmöglich anzuwenden ist. Hinsichtlich der transkulturellen Wissensanwendung bleibt noch sehr viel zu erforschen.

Es ist ebenfalls offensichtlich, dass die grosse Mehrzahl der Suchtprobleme nicht durch Spezialisten untersucht und behandelt werden. Medizinische und soziale Einrichtungen verschiedenster Art, Strafverfolgungs- und -vollzugsorgane, Freizeiteinrichtungen und Organisationen haben laufend mit Menschen zu tun, denen Suchtmittelprobleme und auch nichtstoffliche Abhängigkeitsformen zu schaffen machen – ohne dass die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in solchen Organisationen ausreichend darauf vorbereitet wären. Noch ist nicht einmal genügend bekannt, was sie für ihre Alltagsarbeit mit Suchtproblemen brauchen. Aber die Zahl konkreter Projekte im Ausland wächst, wie diese Situation zu verbessern und eine sinnvolle Kooperation zwischen Spezialisten und Nichtspezialisten aussehen kann. Und England hat 2005 einen nationalen Plan für die Entwicklung dieser Zusammenarbeit in Kraft gesetzt.

Eines der ganz grossen Projekte im Bereich Wissenstransfer, auf das ich zum Schluss noch hinweisen möchte, ist das Projekt «Treatnet» der Wiener Unodrogenbehörde UNODC. In sämtlichen Kontinenten unseres Erdballs werden Kompetenzzentren zur Drogenbehandlung mit Hilfe spezieller Trainingsprogramme auf- und ausgebaut. Mit grosser Aufmerksamkeit wird dabei die Frage verfolgt, wie diese Trainingsprogramme kulturell wahrgenommen werden und anzupassen sind. Davon wäre auch für die Migrantengruppen zu lernen, die bei uns leben und aus mancherlei Gründen unsere Dienstleistungen unzureichend in Anspruch nehmen, mit allen Risiken für eine Chronifizierung ihrer Probleme.

Abschliessend hoffe ich, dass meine Ausführungen – sozusagen als Echo aus Jurassic Park – Ihnen Anregungen geben können, und wünsche Ihnen für Ihre Arbeit viel Gewinn und auch etwas Spass.

Summary

Retrospective - Prospective

Where are we with knowledge transfer?

In an introductory retrospective survey of the innovations of national Swiss drug policy since the beginning of the 1990s (4-pillar policy, introduction of the pillar of harm reduction, etc.), the importance in this process of the generation of scientific knowledge and its implementation in practice is presented. Important factors here were the State financing of research and further training and the creation of information and meeting platforms. With a view to the future, pro-

posals are formulated for optimising knowledge transfer. These include a greater focus on needs and practice in the production and use of knowledge in further training and the development of electronic networks for the exchange of knowledge and experience. To this end the development of special transfer research should be considered.

Résumé

Rétrospectivement et prospectivement, où en sommes-nous en matière de transfert des connaissances?

Une introduction sous forme de regard rétrospectif sur les innovations de la politique suisse de la drogue depuis le début des années 90 (politique des 4 piliers, introduction du pilier de la réduction des risques, etc.) illustre l'importance de la production et de la mise en pratique de connaissances scientifiques dans ce processus. Le financement public de la recherche et de la formation continue, de même que la mise à disposition de plateformes d'information et d'échange ont joué un rôle important à cet égard. Prospectivement, des propositions sont formulées en vue d'optimiser le transfert des connaissances. Il s'agit notamment de mieux tenir compte des besoins et de la pratique dans le cadre de la production scientifique et de mieux les intégrer à la formation continue, ainsi que de la constitution de réseaux électroniques d'échange de savoirs et d'expériences. Pour y parvenir, il conviendrait d'envisager une recherche spécifiquement orientée vers le transfert.

Korrespondenzadresse:

Ambros Uchtenhagen, Kirchgasse 30, 8001 Zürich, E-Mail: uchtenhagen@isgf.unizh.ch